

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 115 (1989)
Heft: 10

Artikel: Die grosse Tugend der kleinen Appenzeller
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

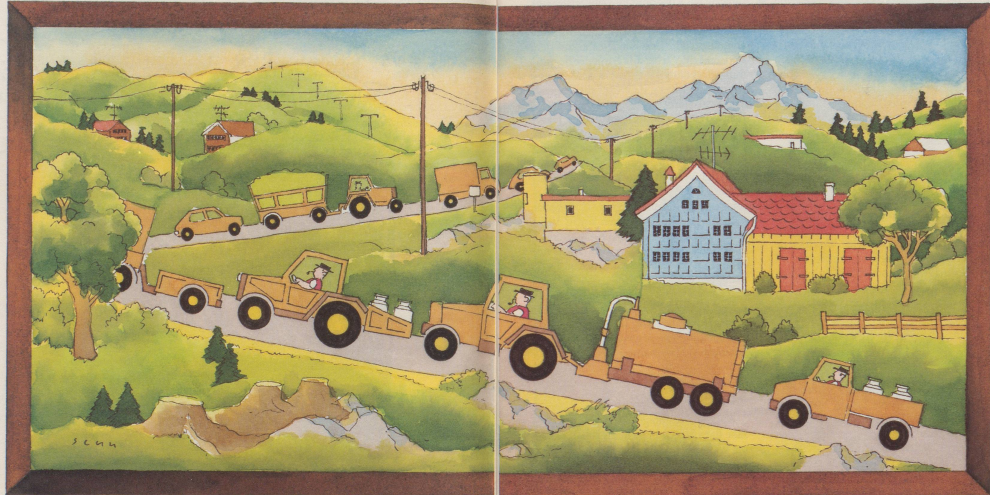
Ein aus der Ostschweiz stammender Bundesrat (in der Schweiz ein Bundesminister), bis vor wenigen Jahren im Amt, hielt an einer Ausstellung von Bauernmalerei eine Ansprache und bezeichnete einen berühmten Vertreter dieser Kunstgattung, der im vorigen Jahrhundert gelebt hatte, als *finerhoder* – obwohl er ein *Ausserhoder* war. Über diesen schwerwiegenden Irrtum war man in beiden Zwillingskantonen gleichermaßen entrüstet, ja entsetzt. Denn zu gewaltig sind die Unterschiede. Beide Seiten zu würdigen, würde deshalb zu weit führen; das Augenmerk sei denn auch bloss auf Appenzell Innerrhoden gerichtet, auf den bevölkerungsärmsten und flächenmässig zweitkleinsten Kanton. Und das eben ist der bemerkenswerte Punkt. Um trotz dieser Kleinheit (die der gesamtschweizerische Witz bekanntlich auch auf die Körpergrösse der Appenzeller bezieht) im Gespräch zu sein und das Interesse für sich wachzuhalten, bedient sich das Ländchen am Fusse des Säntismassivs einer raffinierten Werbung, einer grossartigen Public Relation, die ihrresgleichen sucht. Der bedeutendste Zweig der Weiss Gott nicht kleinen Appenzellischen Volkskunst besteht nämlich in der Kunst, falsche Klischees über Appenzeller nicht etwa abzulehnen und zu korrigieren, sondern mit Nachdruck und unnachahmlicher Kühnheit zu kultivieren nach dem Motto «Aus der Not eine Tugend machen».

Der Witz mangelnden Witzes

Beim Umgang mit real existierenden Appenzellern erweist sich rasch, dass sie keineswegs witziger sind als etwa die Thurgauer oder Walliser und längst nicht so geistvoll witzig wie die Romands, und dass sie deshalb auf einen Witz, der auf ihre Kosten geht, etwa ebenso unwitzig-giffig reagieren wie jeder andere helvetische Volksschlag.

Aber da war es im 18. Jahrhundert geschehen, dass der deutsche Schriftsteller Johann Gottfried Ebel in seiner «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz» geschrieben hatte: «Überall spricht man mit eigenem Wohlgefallen von diesem Witz, Verstand und kraftvollen Bergvolke der Appenzeller. Und wie es so geschieht: Andere Autoren bastelten fortan emsig an dieser Legende weiter, verbreiteten und festigten die Mär vom Witz des Appenzellers. Und da zeigt sich sogleich die prägende Wirkung eines Images. Den feinen Unterschied zwischen Witz und Witzeln kühn übergehend, entschloss sich der Appenzeller, dem Ruf, witzig zu sein, gerecht zu werden. Und dank

Die grosse Tugend der kleinen Appenzeller



eines leidlich guten Gedächtnisses hortet er einen Vortrag von Witzeln, aus dem – je nach Gelegenheit – Passendes oder Unpassendes abgerufen wird. Damit wuchs er sogar über seinen Ruf weit hinaus, was das Image bis zu einem Grad erweiterte, das es heute in Appenzell ein Sakrileg wäre, dem Einheimischen Mangel an Witz – ausgerechnet das! – auch nur anzudeuten. Andererseits ist freilich einzugestehen, dass sich ja schon auch *der* über ein gehöriges Quantum an höherem Witz ausweist, welcher auf solche Weise ein Vorurteil glaubwürdig zu machen versteht. «Klein, aber oho!» kann man dazu nur bewundernd sagen mit dem Wortlauf jener Schlagzeilen, die einst über den Kommentaren standen, welche die weiche Presse zum Appenzeller Umzug an der Expo 64 in Lausanne machte. Das Ohó galt dem Umstand, dass die Appenzeller im Umzug inmitten ihrer folkloristischen Gruppen auch Gruppen von Ausländern mitführten – und das war echter Witz gewesen, sogar leicht ironisch gefärbt angesichts des damaligen gesamtschweizerischen Überfremdungs-Geschreis und der landli-

obligaten helvetisch-narzisstischen Selbsterhöhungen. Jener Witz mit den unzugewidrig Fremdarbeitern kam zwar aus Ausserrhodens.

Jeder Bauer ein Maler

Berühmt ist das Appenzellerland auch wegen seiner Bauernmalerei. Diese gab es einst in der Tat. Da lebten im 18. Jahrhundert Bauern, die malten nebenher noch. Und sie malten, was ihnen am nächsten stand: Vieh und Haus und Hof. Da die Stückzahl Vieh Ausdruck des bäuerlichen Reichtums war, wurden mit Vorliebe unendlich lange Reihen von Kühen im Alpauzug gemalt. Das verpflichtet.

Heute wird man im Appenzellischen dem einseitigen Ruf, Hört der Bauernmalerei zu sein, gerecht, indem ganz einfach jeder malt, um Teufel komm raus. Aber nicht etwa, um darzustellen, was dem Maler – heute – am nächsten steht. Denn es werden keine Traktoren oder Personautos, auf den Häusern keine Antennen und neben dem Stall keine Silos gemalt, so wenig wie Skiflitrasses im Wiesengrün. Sondern es

wird strikt kopiert, was und wie die Alvordener gemalt hatten. Serienmässig wird die angeblich heile Welt von chedem unermüdlich fortproduziert, folkloristisch, aber rationell, kunstmarktückenfüllend. Da sie im legendären Ruf stehen, Bauernmalerei zu sein, sind und bleiben sie's eben, bewahren so die Besucher von auswärts vor herben Enttäuschungen und stärken so den (auch eigenen) Glauben, dass wirklich ist, was nun einmal gemäss unabänderlichem höherem Ratschluss ganz einfach sein muss. Raffinierter geht's nicht mehr; und man versteht den deutschen Gelehrten Christoph Meiners, der im 18. Jahrhundert geschrieben hatte, die Appenzeller würden von der ganzen übrigen Schweiz als das *geisvollste* Hirtenvolk gepriesen. Auch das verpflichtet.

Angesichts des Fortschritts und der damit verbundenen allgemeinen Nivellierung in aller Welt ist es gewiss nicht mehr einfach, mit etwas Besonderem die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das merken die Appenzeller schon bald nach der Französischen Revolution, die mit dem Absolutismus auf-

räumte und die andern Völker animierte, das Prinzip der Gewaltentrennung einzuführen. Aber im Bestreben, sich gegen den Stachel löckend für die Umwelt attraktiv zu erhalten, liess man die Französische Revolution schon gar nicht bis Appenzell kommen. Man kultivierte ein «Monstrum aus der Vorzeit des Rechtsstaates». Und so verfügt Innerrhoden heute nicht über ein waschechtes Parlament. Da gibt's keine eigens gewählte gesetzgebende Körperschaft, sondern die «Legislative» wird gebildet aus den Exekutiven der Bezirke und des Kantons. Und die Machtbefugnis des kantonalen Regierungschefs (des Landammanns) geht so weit, dass er gleichzeitig auch Präsident des Grossen Rates, also der Legislative ist. Er kontrolliert seine Tätigkeit selbst, die ausführende Gewalt ist personell identisch mit der gesetzgebenden, ein ämterkumulativer Filz, der in hohem Mass schenswert ist für jeden, der nicht darunter leidet. Aber was leidet man nicht gern, wenn es darum geht, zu beweisen (wie Fritz René Allemann schrieb), dass «... die Appenzeller (...) gleichsam schon von Natur zu etwas

Eigenem, Unverwechselbarem aussondert...» sind. Wie dieser Beweis gelungen ist – das nötig, oho! – Respekt ab. Grund genug für den Appenzeller, sich diesen Respekt zu erhalten. Als demokratisches Alibi hat er die Landsgemeinde.

Allüre der Rückständigkeit

Die Dominanz der Landwirtschaft verpflichtet den Appenzeller, bauernschlau zu sein; und so ausgestattet weiss er natürlich genau, dass heutzutage beim Kleinen nur noch lebenswerte Rückständigkeit die Chance hat, von der fortschrittbedingenden Mehr- und Menschheit überhaupt wahrgenommen zu werden. Also denn eben!

Gewiss, es gab einmal eine Zeit der fehlgeleiteten Fortschrittsgeminnung in der Schweiz, als man die Appenzeller sehr ungnädig fand, weil sie den Frauen das Stimmrecht vorenthalten. Immerhin schwang in der Betroffenheit der Kritiker stets auch eine gewisse Verblüffung mit darüber, dass es ein derartiges staatsbürgerlich-neanderthalhaftes Relikt überhaupt noch geben kann. Und eben genau in dieser Emotion der übrigen Schweizer entdeckte der Appenzeller seine Chance. Er hat nämlich gegen das Frauenstimmrecht überhaupt nichts, ebensowenig wie der Berner oder Zürcher. Aber warum nicht die Rückständigkeit kultivieren und stilisieren zu einem «Charakteristikum eines Bergvolkes», zur fremdenverkehrsfördernden Besonderheit, zum Ausdruck einer vom sogenannten Fortschritt noch nicht angekränkelten Originalität, die man – bitte, Willkommen allerseits! – besichtigen kann wie einen Primaten im Museum, da man ja (ausser den Bergen, die man aber nicht selber anzubieten hat) fast ungläubhaft und wiederum auf eine gewisse Art von schlagendem Witz: Jedermann und jeder Ort oder Kanton versucht sich – und oft genug vergeblich – attraktiv zu machen mit dem, was *er hat*. Appenzell erreicht dies mit etwas, das es *nicht hat*. Weshalb also soll der Appenzeller das ändern? Es wird die Zeit kommen, wo Eskimos und Ashantis Gruppenreisen ins Appenzellische veranstalten werden, um im Leben wenigstens einmal jene Region der Welt zu sehen, wo es das Frauenstimmrecht *nicht* gibt.

So bastelt der Appenzeller unentwegt und überaus erfolgreich an seinem Image und gibt sich so, wie man ihn sehen möchte.

Es ist ganz einfach toll; aber, um mit Shakespeare zu schliessen: «Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.»